

Besonderheit des Ich

Die Erfahrung des *Ich* ist wohl die ausgezeichnetste, eine einzigartige Erfahrung der Besonderheit eines – besser: jeweils *dieses* – Einzelnen. *Ich bin ich*. Es gibt nichts, was für uns so unhinterfragbar, so unmittelbar ist wie dies: Ich bin ich. Wenn ich aufwache aus einem tiefen, vielleicht wirren, traumtrunkenen Schlaf, dann kann es sein, daß ich zunächst nicht weiß, ob es Morgen oder Abend ist, die Umgebung mag mir unbekannt oder ungewiß vorkommen, ich muß mich vielleicht im Hier und Jetzt erst wieder neu situieren, – aber jedenfalls bin ich ich, bin ich bei mir. Ich weiß mich existierend.

Dieses Ich liegt noch vor dem Ego des Descartes, bzw. diesem zugrunde. Cogito ergo sum – das kann nur gesagt werden, wenn das *sum*, das aus dem *cogito* folgen soll, seinerseits ein weiteres, tieferes ego voraussetzt, dem das cogito zukommt. Ich denke, darum bin ich. Cogito ergo sum quae cogitat – *ich* denke, darum *bin ich* die, die denkt.

Bis in unsere Zeit gehört es sich nicht, in akademischen oder publizistischen Texten die erste Person Singular zu benutzen. Es gehört sich nicht nur nicht, sondern es ist auch tatsächlich unangemessen. Denn die sprechende Person spricht im Namen einer vernünftigen Allgemeinheit, zumindest der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Man hat das Ich gewissermaßen an den Toren der Wissenschaft abzulegen. Thomas von Aquin antwortet zwar jeweils mit einem *respondeo* – ich erwidere – auf das anfänglich vorgebrachte *videtur* – man ist der

Meinung –, aber diese seine Antwort bringt keine eigene Erfahrung zum Ausdruck, sondern entwickelt das allgemein anzuerkennende Faktum der fraglosen Vernunft. Er selbst spielt dabei nur die Rolle des Aussprechenden.

In der Literatur gibt es eine Fülle an Texten, die nicht einfach autobiographisch sind, sondern bei denen es um die Erzählung authentischer „privater“ – häufig historisch/politischer – Erfahrung der Autoren zu tun ist. In der Philosophie wird der Weg der Betonung des Ich erst selten – am ehesten in Frankreich – gegangen. Die Wissenschaft bedarf dagegen vermutlich als solche der Allgemeinheit.

Es gibt eine entzückende, von Susi Weigel bebilderte Geschichte von Mira Lobe, die den Titel trägt: *Ich bin ich*. Sie erzählt von einem kleinen bunten Tier, das durch die Frage eines Laubfrosches darauf gebracht wird, daß es nicht weiß, was oder wer es ist. So macht es sich auf den Weg, bei den unterschiedlichsten Tieren seine Identität zu erkunden, aber alle vermögen ihm nur zu sagen, daß es anders ist als sie. Das kleine Tier wird ganz unsicher und traurig:

„Stimmt es, daß ich gar nichts bin? [...]

Ob's mich etwa gar nicht gibt?“ [...]

Aber dann ...

Aber dann bleibt das Tier mit einem Ruck,

mitten im Spazierengehen,

mitten auf der Straße stehen,

und es sagt ganz laut zu sich:

„Sicherlich,

gibt es mich:

ICH BIN ICH!“

Kein Verweis auf irgendetwas anderes, keine Abgrenzung und keine Fremdbestimmung kann mir, der oder die ich mich als daseiend erfahre und ich zu mir sage, zur Selbstbestimmung verhelfen. Die einzige Auskunft, die ich, und zwar nur von mir selbst bekommen kann, ist diese: Ich bin ich. Diese Selbstverständlichkeit gehört zum Menschsein als solchen und beschränkt sich nicht auf die westliche Auffassung der Subjektivität.

Das Ich ist schlechthin singular. An ihm selbst hat es keinen Plural. Auch das „Wir“ kann nicht einfach als eine Mehrzahl von „Ichen“ angesehen werden; diese gibt es schlechthin nicht. Das Wir kann zwar eine Erfahrung des Ich sein, wenn dieses sich in einer Gemeinschaft mit anderen erfährt und versteht. Doch auch in solcher Erfahrung bleibt Ich letztlich für sich selbst. Wenn ich mich noch so sehr in der Kollektivität aufgehoben fühle, bin und bleibe ich selbst ich. Zugleich weiß ich, daß das Ich-Sein für alle anderen, die mit mir das Wir ausmachen, auch gilt.

Fichte hat das Faktum dieser Ich-Identität auf den transzendentalen Begriff gebracht und hat diese wesentlich als eine ursprüngliche Tat-Handlung verstanden. Ich führe das als bloße Illustration an, obgleich sich die „empirische“ Ich-Erfahrung, um die es in meiner Fragestellung geht, von der Sein-setzenden Fichtes auch wesentlich unterscheidet: „Das Ich setzt sich selbst, und es ist, vermöge dieses blossen Setzens durch sich selbst; und umgekehrt: das Ich ist, und es setzt sein Seyn, vermöge seines blossen Seyns. – Es ist zugleich das Handelnde, und das Produkt der Handlung, das Thätige, und das, was durch die Thätigkeit hervorgebracht wird; Handlung und That sind Eins und ebendasselbe; und daher ist das: Ich bin, Ausdruck einer Thathandlung;“ (*Über den*

Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie. In: Fichtes Werke, Bd. 1, 59)

Das Ich der obigen kleinen Geschichte ist in dem Moment sein eigenes Ich, da es sich, sich als sich selbst anerkennend, auf sich bezieht; es macht sich zum *Ich*, indem es zu sich ich sagt und sich damit gegenüber allem anderen abzusetzen vermag.

Doch ich bin, indem ich ich bin, vieles andere auch. Genauer: das Ichsein umfaßt alles, was mich mit ausmacht, mein Hier- und Jetztsein, mein Leib- und Geistsein, meine Gefühle und Überlegungen, meine Neigungen und Abneigungen, Hoffnungen und Ängste, meinen Charakter, meine Eigenheiten, meine Geschichte – wie auch meine Zusammengehörigkeit mit anderen. Und es ist Ich durch die Zeiten hindurch. Wir wissen nicht, welche besondere Erfahrung im Kleinkind vorgeht, wenn es sich selbst mit einem Mal nicht mehr, wie alles andere, mit seinem Namen nennt, sondern „ich“ zu sich sagt. Vermutlich ist es von diesem Moment an ein Ich. Und es bleibt dieses Ich durch all seine Entwicklungen hindurch – bis zum Tod oder bis es in der Demenz sich selbst zuweilen oder endgültig verliert. Manche Menschen machen die erstaunlichsten Veränderungen in ihrem Leben durch, und wenn sie sich im Alter an sich als Kinder oder Jugendliche zurückerinnern, kann es ihnen schwerfallen, sich noch mit dem damaligen Menschen identisch zu begreifen. Aber dennoch wissen sie durch alle Befremdung hindurch, daß das damalige Ich sie selbst war, daß sie in eben dem Sinne und auf Grund des selben Faktums Ich zu sich sagten, wie sie es auch heute noch tun.

Trotz oder wegen des Sich-Durchhaltens durch die Zeit ist das Ich immer *jetzt*. Wie es immer *hier* ist. (Pathologische Zustände lasse ich beiseite.) Ich kann mich zwar woandershin träumen, wünschen, imaginie-

ren. Aber zumindest durch meinen Leib bleibe ich zeitlebens an diesen Ort, der mein Leib ist, an dessen jeweiliges Hier gebunden. Fast könnte man sagen, daß meine Ich-Erfahrung gleichursprünglich meine Hier- und Jetzt-Erfahrung ist (auch wenn ich manchmal nach ekstatischen oder Traumerfahrungen erst dahin zurückfinden muß). Worin impliziert ist, daß mein Ichsein mit meinem Leiblichsein engstens zusammenhängt.

Die Tatsache des „ich bin ich“ schließt zwar alle erwähnten Implikationen des Ich mit ein, doch sie enthält sie ganz unausdrücklich. Das „ich bin ich“, um das es hier zu tun ist, ist streng tautologisch, also Ausdruck einer unvermittelten und unvermittelbaren Selbigkeit. Das Prädikat dieses Satzes fügt zu seinem Subjekt nichts Anderes hinzu. Will es dieses bestimmen, so kann es nur zu negativen Abgrenzungen seine Zuflucht nehmen. Das Ich, von dem Benn etwa in dem Gedicht *Nur zwei Dinge* und in der letzten Strophe von *Reisen* spricht, ist vermutlich eben dieses mit sich identische Ich, das sich ohne nähere Bestimmung „nur“ auf sich selbst bezieht:

Durch so viel Formen geschritten,
durch Ich und Wir und Du,
doch alles blieb erlitten
durch die ewige Frage: wozu?

Das ist eine Kinderfrage.
Dir wurde erst spät bewußt,
es gibt nur eines: ertrage
– ob Sinn, ob Sucht, ob Sage –
dein fern bestimmtes: Du mußt

Ob Rosen, ob Schnee, ob Meere,
was alles erblühte, verblich,

Besonderheit des Ich

es gibt nur zwei Dinge: die Leere
und das gezeichnete Ich.

Und:

Ach, vergeblich das Fahren!
Spät erst erfahren Sie sich:
bleiben und stille bewahren
das sich umgrenzende Ich.

Das Ich, das sich im Angesicht des währenden Nichts als das Einzige erfährt und sich als dieses in Stille bewahrt, ist das Ich, das sich aus der Fülle eines ganzen Lebens zusammennimmt und bewährt und zugleich immer schon bewährt hat: Es ist seine einzige und ganze Wahrheit. Die reine Selbigkeit des daseienden Ich ist nichts anderes als es selbst, Ich.

Die unendlich vielen Mücklein, die in der Nachmittagsluft umeinander spielen, und die unendlich vielen kleinen Fische, die im hellen Wasser herumschwärmen, scheinen unzählbar und auch ununterscheidbar zu sein. Sub specie aeternitatis aber, so meint das Lied, sind sie je besondere, haben sie je einen eigenen Namen, an dem Gott sie ins Leben rief und sie kennt. Für ihn unterscheiden sie sich in ihren Namen, also dadurch, daß sie als sie selbst genannt und gerufen werden.

Weißt du, wie viel Sternlein stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken ziehen
weithin über alle Welt?
Gott, der Herr hat sie gezählet,

dass ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl,
an der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wie viel Mücklein spielen
in der heißen Sonnenglut?
Wie viel Fischlein sich auch kühlen
in der hellen Wasserflut?
Gott, der Herr, rief sie beim Namen,
dass sie all ins Leben kamen,
dass sie nun so fröhlich sind,
dass sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wie viel Kinder frühe
stehn aus ihren Betten auf?
Dass sie ohne Sorg und Mühe
fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
seine Lust, sein Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb,
kennt auch dich und hat dich lieb.
(Wilhelm Hey)

Wir selbst leben nicht in aeternitate, sondern wir sind endlich, sterblich. Unsere Tage sind gezählt, wie man sagt. Man meint da nicht den Einen, überirdischen Zahlmeister, sondern man denkt daran, daß die scheinbar gleichmäßige Abfolge der Tage, an denen ich auf der Welt bin, irgendwann – mehr oder weniger plötzlich – abreißt. Zur Besonderheit der Erfahrung, die ich von mir als Ich habe, gehört eben dieses Faktum, daß sie eines Tages vergeht, daß das Ich vergänglich ist. Solange aber die Spanne währt, die unser In-der-Welt-Sein ausmacht, sind wir je Ich.



Die Besonderheit unseres je eigenen Ich beinhaltet – oder vielleicht: bedeutet – eine fast unendliche Zahl von Erfahrungen, Erlebnissen, Begegnungen, ja einzelnen Wahrnehmungen. Unser Erinnerungsvermögen macht es, daß wir einzelne „Stücke“ aus dem Konglomerat all jener „Einzelnen“ in die bewußte Gegenwart hervorrufen können. Entweder gleichsam durch ihren Namen ins Bewußtsein gerufen oder ganz unwillkürlich aufgetaucht aus dem „Schacht“ des Gedächtnisses, wie Hegel ihn nennt, sehen wir früher Gesehenes und Erfahrenes als ein je Besonderes vor uns. Die vielen Erinnerungen, die ich während meiner umfangreichen Reisen mit dem Autozelt in Nordamerika gesammelt habe, sind ein Schatz von einzelnen Eindrücken; sie kristallisieren sich jeweils zu einem Besonderen, das im Gedächtnis – willkürlich oder unwillkürlich – hervortritt.

Das Erinnernte zeigt sich in diesen unwillkürlichen Fällen von alleine, ich rufe es nicht hervor, wie es dagegen dann geschieht, wenn ich mich bewußt an etwas erinnern will. In beiden Fällen hat das aus dem Schoß der Zeiten Wiedergebrachte den Charakter des Besonderen, je Eigenen. Ich erinnere mich an einen Geruch in der Küche meiner Großmutter, an den Duft des Jasmin in den Gärten von Nea Epidauras, an das laute Geschwätz der Stare auf dem Baum am Steinhuder Meer, an den Anblick der Nachtkerzen am Sommerabend. Ich erinnere mich an das Glück beim Kanufahren in der Jugend, in der Zärtlichkeit der Liebe, beim Schreiben meiner Texte. Das sind gesondert erfahrene Erinnerungen, die ich jeweils selbst habe und insofern auch nicht teilen kann. Aber wir können uns über unsere Erinnerungen austauschen, gleichartige und unterschiedliche feststellen. Das

ändert nichts an der unaufhebbaren Jeweiligkeit des Ich. Es kann sich zuweilen nach Verschmelzung sehnen, bleibt aber unauflöslich in sich selbst gefangen – oder geborgen?

